



Hat das lyrische Gedicht noch Lebenswert?

von Johannes Pettauer

Der immer wiederkehrenden Behauptung, dass das lyrische Gedicht im Sterben läge und die heutige Zeit Lyrik nicht mehr als Bedürfnis empfände, und der kaum auf Widerspruch stoßenden Äußerung vieler Verleger und Buchhändler, Lyrikbücher seien nicht mehr zu verkaufen, seien hier einige Überlegungen, belegt mit den Stimmen einiger Dichter, entgegengestellt.

Die Frage, ob das lyrische Gedicht heute noch Lebenswert hat, könnte mit der Gegenfrage beantwortet werden, ob die Religion, die Sonne, das Meer, der Wald noch Lebenswert für uns haben? Mit anderen Worten: Das lyrische Gedicht von Rang gehört zu den tiefsten Erlebnissen. Doch hören wir hiezu einen trefflichen Vergleich von Paul Alverdes:

Für die Taubstummen hat Bachs Musik nur einen sehr geringen Lebenswert. Das ist, wenn man will, für die Taubstummen ein Unglück. Für Bachs Musik ist es keines. Mit der Lyrik und der Mehrzahl unserer Zeitgenossen verhält es sich nicht anders.

Das lyrische Gedicht verteidigen heißt: das Herz verteidigen. Mag der Sturm der Ansprüche, die von außen her mit vielfältiger Problematik des Daseins, mit den Forderungen des Sozialen, Täglichen, Politischen, mit Themen der Wissenschaftlichkeit und Technik an uns herankommen, noch so sehr wachsen: Einmal und immer wieder steht der Mensch der Natur, der Liebe, Gott, kurz allem Elementaren gegenüber, und es formt das Herz ein Gedicht. In ihm besinnt sich die Sprache, das Wort wird Urlaut, der Kern schwingt. Die Welt und ihre Bewegung vollzieht sich nicht nach Formeln; der blühende Baum, der murmelnde Bach, der springende Quell, der bestirnte Himmel, der aufbrechende Sturm, die Ergriffenheit unserer Seele bei der Begegnung mit Liebe oder Tod, bei der Ahnung um Gott und All, alle diese gewichtslosen, unfassbaren Erlebnisse haben jenseits ihres sachlichen Alltagswertes einen Lebenswert. „Man darf nur“, sagt Kolbenheyer, „Lebenswert mit Marktgängigkeit nicht verwechseln.“

Lyrik – Leben gegen den Zweck

Lyrik kommt aus dem Wesentlichen des Menschen hervor und geht dieses an. Der Alltag ist Vegetieren, welches das Wesentliche nur überlärmmt. Rudolf Paulsen erklärt: „Es ist;

aber so, dass heute die Not die Menschen nicht in die Einsamkeit entlässt, in jene Ruhe der Zelle oder der Natur, in der die Stimmen der Tiefe vernehmlich werden.“

Lyrik ist nicht nur, wie Diebold von Kunst sagt, Klärung des Lebens, sondern erreicht Klarheit des Lebens, Wert des Lebens, das Leben selbst, sofern der „Lebenswert“ nicht in Geld ausgedrückt wird, sondern im Dasein besteht. Ernst Wiechert nennt diejenigen, die Gedichte schreiben, die Nachhut der Menschheit gegen die „Wirtschaft“, gegen den Zweck, gegen die Zahl – und er erkühnt sich zur Behauptung:

Ein Volk kann seine Königin entthronen und stärker, ja besser werden, aber ein Volk, das seine Dichter entthront und zu ihnen spricht: „Geht nun sterben, unnütz seid ihr in unserer Welt!“, kann wohl mächtiger und reicher werden, aber es hat seine Erstgeburt verkauft, und in seinem Mark ist der Totenwurm der letzten Tage.

Prof. h.c. Johannes Pettauer, 1915–1992, war langjähriger Pfarrer von Altenmarkt im Gurktal. Er war ein großer Literaturfreund, kam immer wieder auch nach Wien und verblüffte bei Veranstaltungen durch sein unerschöpfliches Repertoire an auswendig gelernten Gedichten, mit denen er seine Zuhörer stundenlang in seinen Bann ziehen konnte. Im Erika-Mitterer-Nachlass ist eine Fülle von Briefen Pettauers an Erika Mitterer aus den Jahren 1951–1992 erhalten; in einem Brief vom 12. 4. 1973 schrieb der „Herr Kanonikus“ u. a.:

[...] Ich bin, mit Ihnen, der Überzeugung, jeder wird an seiner Stelle feststehen und tun, was er kann. Zweifellos entspricht dies einem Dauerstress, einer Spannung, die ich, offen gestanden, durch die „Holde Kunst“ ertrage. [...] Im Sommer inszenieren wir u. a. Schönherrs – großartige – „Kindertragödie“ und wollen auch ein R[einhold] Schneider Symposium bringen – alles auf der Strassburg.

Auf der Rückseite eines im Oktober 1970 (?) übersandten Porträtfotos stehen handschriftlich diese schönen Verse des Schweizer Priesterdichters Walter Hauser:

*Inniger schimmert der Kelch
im Silber der sinkenden Tage.
Langsamer beugt sich das Knie,
Liebender leuchtet das HERZ.*

>>>

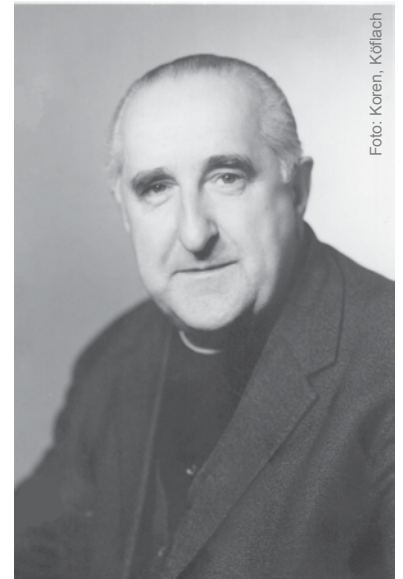
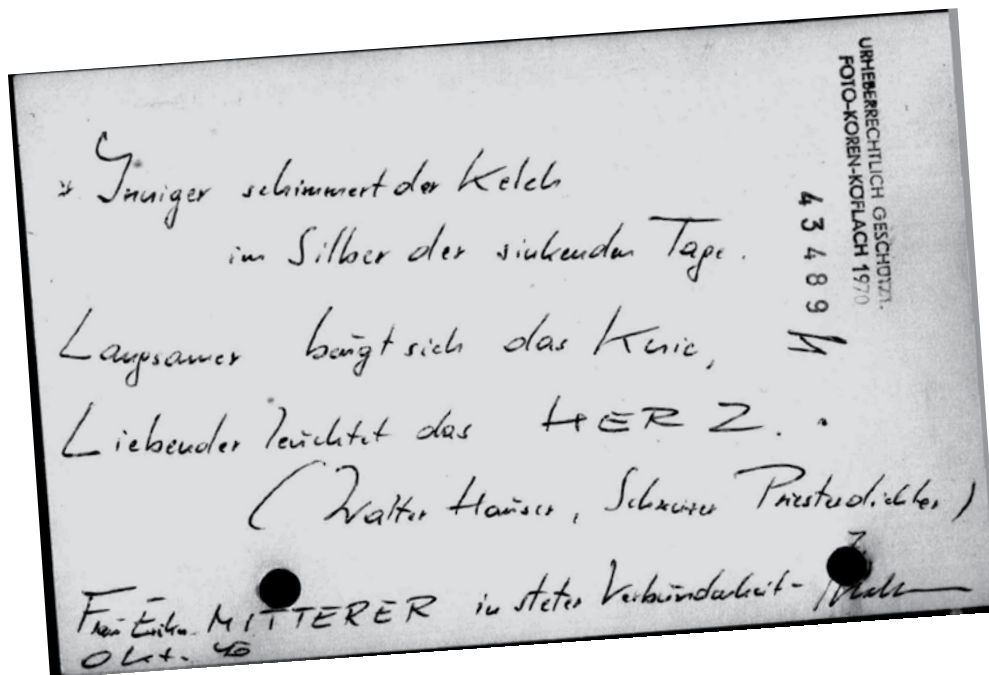


Foto: Koren, Köflach

Der Volkspriester

In der Zeitschrift *Einsicht*, 6. Jg., Nr. 2, Juli 1976 (<https://docplayer.org/112594852>), findet sich im Anschluss an einen Essay von Johannes Pettauer über die Tridentinische Hl. Messe unter Bezug auf das *Kärntner Volksblatt* diese nette Anekdote:

Im zweiten Weltkrieg ging Kanonikus Professor Johannes Pettauer, heute langjähriger „Landpfarrer“ in Altenmarkt im Gurktal, einmal über eine der Murbrücken in Graz, und ein dort beschäftigter Arbeiter rief ihm „Saupfaff“ nach. Jeder andere wäre wahrscheinlich eilends und stumm weitergegangen ... Nicht so Pettauer. Der blieb stehen, drehte sich um und fragte den Mann: „Ah, kennst du mi?“ – Der verneinte verblüfft. Pettauer ließ sich mit ihm in ein langes Gespräch ein und hinterließ einen tief zerknirschten „Priesterfeind“. (...) (H. H. Prof.) Pettauer ist insofern ein Volkspriester, als er mit und unter dem Volk lebt, er ist zwar niemals „volkstümelnd“, aber trotz sehr viel wissenschaftlicher Beschäftigung kontaktfreudig, kann auch sehr gut mit den jungen Leuten umgehen. Er ist beliebt, obwohl nonkonformistisch bezüglich gewisser Modererscheinungen, auch in der Liturgie praktizierender Anhänger des tridentinischen, pianischen, vorkonziliaren Ritus. So betet er z. B. heute noch im *Gegrüßet seist du ...*: „gebenedeit unter den Weibern“ (nicht „Frauen“). (...) Öffentliche Anerkennungen für den „kleinen, armen Landpfarrer“ (...) waren 1966 die Verleihung des Titels „Professor h.c.“ und 1975 die Zuerkennung des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst. (...).

Noch ist das Lied nicht aus von Rose Ausländer

Noch ist das Lied nicht aus, noch lebt im Leid
der immerdar Verfolgte und Beraubte.
Er weiß: sein Schicksal ist dem Tod geweiht,
und immer schwebt ein Schwert ob seinem Haupte.

Sie sagten einst, sein Gott sei nicht so gut
wie ihrer, so musste er es büßen.
Fest liegt die Schuld in seinem bösen Blut,
und sie zertreten es mit ihren Füßen.

Noch ist das Lied nicht aus, kein Häscher nahm
sich an der immerdar verfolgten Wesen.
Und jene Wangen brennen nicht vor Scham!
Es bleiben Gott und Mensch, was sie gewesen!

aus der gleichnamigen Anthologie *Österreichische Poesie
aus neun Jahrhunderten*, hg. v. Ulrich Weinzierl.
Residenzverlag; Salzburg, Wien 1995, S 170.